Zürichs Stahlturm : Credo von Prof. Otto Bartnig

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen, Wohnen, Leben**

Band (Jahr): **- (1959)**

Heft 35

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-651026

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Per A 4487

23. März 1959

FRÜHJAHR 1959

BAUEN LEBEN WOHNEN

ETH-BIBLIOTHEK ZÜRICH

REDAKTION: HANS OTT, ZÜRICH VERLAG: CICERO-VERLAG, ZÜRICH DRUCK: GENOSSENSCHAFTSDRUCKEREI ZÜRICH NR. 35

Credo von Prof. Otto Bartning

Ein Architekt muß seine Wissenschaft wissen und seine Kunst können und ein Herz haben

In der Evangelischen Stadtkirche Darmstadt hat am 24. Februar 1959 eine große und ergriffene Gemeinde von Trauernden öffentlich offiziell Abschied genommen vom Präsidenten des Bundes deutscher Architekten, Prof. D. Otto Bartning, der im Alter von 75 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben war. D. Martin Niemöller, der hessen-nassauische Kirchenpräsident, sprach speziell über das Wirken von Otto Bartning als Gestalter des evangelischen Kirchenbaues; Bartning hat 100 Kirchen gebaut. Auch in der Schweiz, bei der älteren, mittleren und jüngeren Generation der Architekten, wurde das Schaffen Bartnings mit großem Respekt beobachtet und beachtet. Otto Bartning war auch ein Meister des sprachlichen Ausdrucks beachtet. Otto Bartning war auch ein Meister des sprachlichen Ausdrucks. Berühmt ist sein Credo «Ein Architekt muß Herz haben». Hier ist sein Bekenntnis:

«Die Zweiheit Bauherr und Baumeister ist eine der ältesten Formen menschlicher Zusammenarbeit. Denn auch beim Bauen liegen 50 Prozent der Leitung beim Bauherrn, das heißt also, bei dem, der diesen Bau will und braucht und der durch sein Wesen den Inhalt dieser Bauaufgabe stellt.

Bauherr ist jeder, der ein Haus baut oder auch nur bauen möchte – und wer möchte das nicht!

Und Baumeister?

Unsere großen Toten nennen wir Baumeister. Wenn aber im Telephonbuch von Baumeistern die Rede ist, so meint man den Maurermeister, den Zimmermann, den Bauunternehmer, die ‚AG'. Den aber, der plant, nennt man den Architekten.

Wenn ich irgendwo einen öffentlichen Bau, zum Beispiel eine Kirche, errichtet habe, so gehe ich im Laufe der Jahre immer wieder hin. Möglichst inkognito, um die Fehler zu erfahren und zu lernen, wo und wie die von mir beabsichtigten Raumwirkungen wirksam sind und wo nicht. Wenn dann der Küster, der nur murrend die Kirche aufschließt und darauf achtet, daß ich mir vor Betreten ‚seines' Fußbodens die Stiefel gut abwische – etwas zutraulicher wird und ich ihn frage: *Wer* hat diese Kirche eigentlich gebaut?, so bekomme ich prompt den Bauunternehmer genannt, das heißt eben jenen Mann, der die hundert Leute, das Fuhrwerk, die Gerüste und Maschinen bezahlte und regierte. Wenn ich dann in törichter Eitelkeit weiterfrage: War da nicht auch ein Architekt?, so heißt es: Ach ja, ja doch da war noch einer.

So sehr die Zweiheit Bauherr und Baumeister eine natürliche Schicksalsgemeinschaft bedeutet – so wenig ist die Aufspaltung in Planen und Ausführen natürlich. Hier handelt es sich vielmehr um eine rein zivilisatorische Arbeitseinteilung. Der Betrieb des Bauunternehmers (Materialkauf, Arbeiterstamm, Lohnkampf, Kalkulation, Versicherung, Steuerwesen und -unwesen) ist so kompliziert, daß es ein Komplex für sich geworden ist.

Die Aufgabe des Architekten aber umfaßt Landesplanung, Städteplanung und soziologische Struktur, Baurecht und Baugesetz, Baufinanzierung. Dazu die Kenntnis der ganzen Ingenieurwissenschaft. Dann die Prüfung und Verantwortung für die modernen Baustoffe und Baumethoden. Vor allem aber die Erfassung und Formung der heutigen Bauaufgabe, wozu ein Instinkt, eine Diagnose unserer Zeit nötig ist. Irgendwo, aber verschwiegen und im tiefsten Grunde des Herzens verborgen: die Kunst, das heißt die Lust, und die tiefe Leidenschaft zum Ordnen und Fassen und Deuten unseres Daseins in der sichtbaren Gestaltung im Bauwerk.

Was für eine Aufgabe! Ein Architekt muß seine Wissenschaft wissen und seine Kunst können.

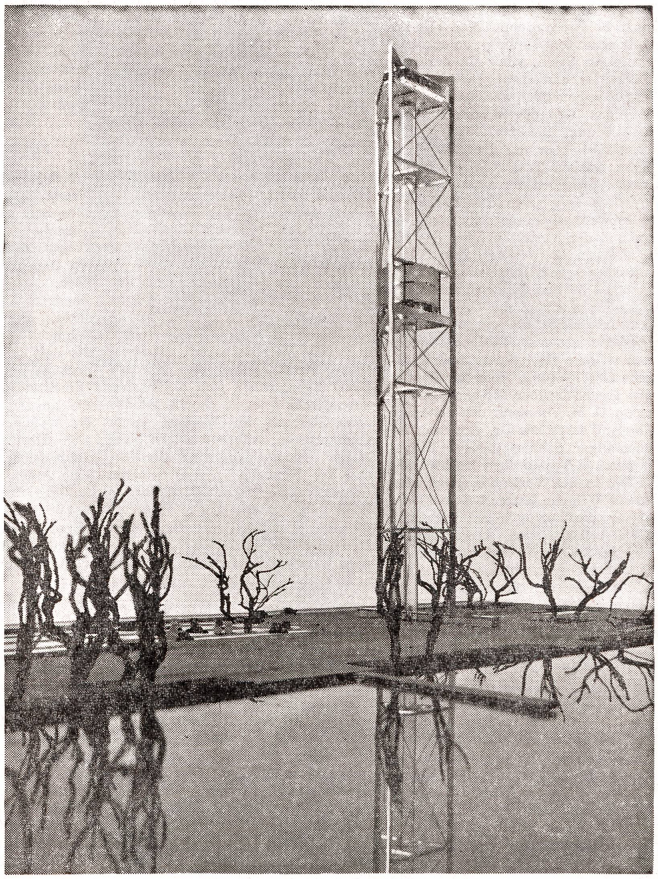
Aber darüber hinaus muß er ein Herz haben. Denn er muß die Gedanken und Wünsche seines Bauherrn in seinem Herzen auffangen, ja dessen ganzes Wesen und Sein. Der Bau soll seine Gestalt sein. Also sehen Sie sich vor! Der Architekt kennt Sie durch und durch. Aber haben Sie keine Angst. Er ist im tiefsten Sinn Ihr Freund. Und wenn Sie gut und klug mit dem Herzen Ihres Architekten gewählt haben, dann ist Ihr Bauen ein großes schöpferisches Erlebnis. ‚Bauen ist ein Abenteuer!' Nächst der Liebe und dem Tod das wunderbarste Abenteuer dieses Lebens.»

Zürichs Stahlturm

Das der Presse anfangs März dieses Jahres in Wort und Bild bebekanntgegebene Projekt für einen sogenannten «Züri-Turm», der als touristische Attraktion für die Fremdenstadt Turicum magnetisch wirken soll, muß vor allem auch als ein Werkprojekt, als ein Ausdruck des *schweizerischen Stahl-Hochbaues* betrachtet werden. Das ist in der bisherigen, bereits heftige Wellen werfenden Diskussion in der Presse, der Bevölkerung, Bauwelt, ja sogar in den Fachkreisen der Architekten und Ingenieure viel zu wenig beachtet und besprochen worden. Wer befaßt sich denn bei uns, abgesehen von den streng objektiven Fachkreisen, mit dem schweizerischen Stahl-Hochbau? Das ist in den breiten Schichten, trotzdem bereits viele respektable Leistungen vorhanden sind, ein noch viel zu wenig bekanntes Gebiet. Vielleicht weil der schweizerische Stahl-Hochbau noch nicht vom Bund, den Kantonen und den Städten subventioniert wird! In der Eidgenossenschaft wird nämlich vieles, selbst wenn es sich um einen Humbug handelt, erst allüberall bekannt, wenn es subventioniert wird.

Wie steht es mit dem schweizerischen Stahlbau? An der ersten schweizerischen Stahlbautagung in Zürich 1953 sprach Dr. sc. techn. Curt F. *Kollbrunner*, Präsident der Technischen Kommission des Verbandes Schweizerischer Brückenbau- und Stahlhochbau-Unternehmungen, bei der Begrüßung u. a. folgendes:

«Die erste schweizerische Stahlbautagung dient dazu, den Architekten, Bauingenieuren, Behörden und Bauherren zu zeigen, *wann*, *wo* und *wie* in Stahl gebaut werden kann und dem großen Kreis der an der Weiterentwicklung des Stahlbaues Interessierten zu demonstrieren, wo *wir* heute stehen. Dabei werden die typischen Merkmale des schweize-



Photographische Aufnahme des Modells für einen Stahlturm von 165 m Höhe in Zürich, wie es der Zürcher Presse bekanntgegeben wurde. Projekt: Prof. W. Dunkel, ETH, Architekt BSA/SIA, Zürich. Statik: Dipl. Bauing. SIA Hans Hauri, Zürich.

rischen Stahlbaues beleuchtet, wobei bewußt das Hauptgewicht auf praktische Probleme gelegt und das am meisten interessierende Gebiet des *Stahlhochbaues* in den Vordergrund gestellt wurde.»

Dr. Kollbrunner führte dann weiter aus: «Der Stahlbau in der Schweiz ist bis heute nicht auf Serien-, sondern auf *Einzelkonstruktionen* eingestellt. Wenn die beharrliche *schweizerische Mentalität* sich nicht ändert, wird es auch in Zukunft so bleiben. Jeder einzelne, der im Stahlbau tätig ist, hat somit stets Gelegenheit, eigene schöpferische Gedanken zu verwirklichen. Dazu braucht es aber nicht nur eine ausgezeichnete theoretische Grundlage, die den Studenten an unseren Hochschulen gegeben wird, sondern mehr noch eine schon vor der Projektierung an notwendige enge freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Architekt und Stahlbauingenieur, damit den Bauherren Konstruktionen geliefert werden, die nicht nur den Vorschriften entsprechen, sondern auch wenig Unterhalt benötigen, ökonomisch und ästhetisch sind.

Die Weiterentwicklung des Stahlhochbaus beruht auf dem *Vertrauen*, das die Architekten und Bauherren dieser Bauweise entgegenbringen, und auf den wettbewerbsfähigen Preisen gegenüber Konkurrenzbauweisen. Eine Weiterentwicklung ist nie möglich, wenn eine Firma nur rein kaufmännisch geführt wird, denn eine Weiterentwicklung benötigt Geld, viel Geld für Versuche und Untersuchungen.»

Soweit Dr. C. F. Kollbrunner in seinem Kongreßbegrüßungswort, in dem er abschließend ausdrücklich hervorhob, daß die schweizerischen Stahlbaukonstrukteure alles daran setzen, *neue Ideen zu verwirklichen*, und den Namen des schweizerischen Stahlbaues über die Landesgrenzen hinaus bekanntzumachen.

In seinen fesselnden Darlegungen über die *Entwicklungsmerkmale des schweizerischen Stahlbaues* schilderte Prof. Dr. Fritz *Stüßi*, ETH, Zürich, das «markanteste Beispiel unserer Zeit für die Vergrößerung der gegenüber früher erreichten «Spannweite», nämlich die George-Washington-Bridge in Neuyork, mit der O. H. *Ammann* zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit eine freie Spannweite von über tausend Metern verwirklicht und damit die vorher erreichten Spannweiten auf einen Schlag verdoppelt hat. «Es ist ganz selbstverständlich», so erklärte Professor Stüßi, «daß ein derartig markanter und sprunghafter Fortschritt nur möglich war, nachdem die geistigen Grundlagen dieser Verwirklichung, die *verfeinerten Erkenntnisse* über das Kräftespiel in einem solchen Tragwerk, erarbeitet waren. Zwischen der ersten *intuitiv erfaßten Idee* über das Verhalten eines weitgespannten schweren Seiles und der Verwirklichung des gigantischen Bauwerkes liegen Jahre härtester Arbeit. Jahre auch der Sorgen und Zweifel. Es wird selbstverständlich niemand die George-Washington-Bridge als ein Werk des schweizerischen Stahlbaues bezeichnen wollen; sie ist eine amerikanische Großleistung. Aber wir dürfen uns freuen darüber, daß unser Landsmann O. H. Ammann der Schöpfer dieses Werkes ist. Dr. Ammann ist ehemaliger Schüler unserer Eidgenössischen Technischen Hochschule; er hat in den Vorlesungen bei Professor Wilhelm Ritter bestimmt nie etwas darüber gehört, wie man Hängebrücken von über tausend Metern Spannweite zu bauen habe, was ihm aber vermittelt wurde, waren saubere und klare Grundlagen, von denen aus eine Weiterentwicklung durch eigene intensive Arbeit möglich war.»

Professor Dr. F. Stüßi sprach anschließend noch von einer weiteren weltbekannten Großleistung eines prominenten ehemaligen Schülers der ETH.: vom *Eiffelturm in Paris*. Er erinnerte an die Fähigkeiten des Culmann-Schülers Maurice Koechlin und erklärte: «Der Eiffelturm ist eine der markantesten Auswirkungen der unmittelbaren Culmannschen Schule; seine Verwirklichung wäre wohl ohne die Schöpfung der graphischen Statik von *Karl Culmann* nicht möglich gewesen.»

Das Stichwort Eiffelturm Paris ist in der interessanten Diskussion über das von uns auf der 1. Seite abgebildete vorläufige Projekt für einen Zürcher Stahlturm schon oft gefallen. Es wird wohl noch öfters in die Diskussion geworfen werden. Darum ist es wichtig, der breiten Oeffentlichkeit zu sagen, daß ganz hervorragende und wesentliche Leistungen des Stahlbaues im Ausland von Schweizern und Absolventen der Eidgenössischen Technischen Hochschule vollbracht wurden.

Mit Recht erklärte Professor Stüßi im Anschluß an die Beispiele von der George-Washington-Bridge und vom Eiffelturm, daß die äußerste Entwicklung bedingt ist durch die Bereitstellung der entsprechenden *geistigen und wissenschaftlichen Grundlagen*. Er erklärte weiter: «Die Ausbildungsgrundsätze der ETH., die zur Zeit von Karl Culmann und Wilhelm Ritter gültig waren und die wir auch heute mit Ueberzeugung vertreten, sind grundsätzlich richtig. Eine Hochschule kann nicht alle möglichen und denkbaren zukünftigen Anwendungsformen der von ihr vertretenen Fachgebiete darstellen und lehren: sie muß sich auf die Vermittlung von klaren und einwandfreien wissenschaftlichen Grundlagen beschränken, von denen aus die Entwicklung von Anwendungen durch *persönliche Arbeit in der Praxis möglich ist*.»

Bei dem hier abgebildeten Projekt beziehungsweise Modell für einen stählernen «Züri-Turm» handelt es sich nun tatsächlich um eine außerordentliche, aus der Entwicklung der Gegenwart herausgewachsene Anwendung von persönlicher Arbeit für die Praxis. Hier sind die besonderen Anforderungen an *Berechnungen* (angreifende Kräfte), bauliche *Ausbildung* und *Ausführung*, die an Masten und Türme gestellt werden, zu erfüllen.

Das *Initiativkomitee* für die Erstellung eines Zürcher Fernsichtturmes (an dessen Spitze steht als Hauptinitiant Baumeister J. *Dicht*, Lichtensteig) fand in Prof. Dr. William *Dunkel* einen der gestellten künstlerischen Aufgabe vollauf gewachsenen Architekten. Das gleiche gilt von Dipl.-Bauingenieur SIA Hans *Hauri*, der die *Statik* berechnete. Diese beiden hingebungsvollen Erfahrenen leisteten dem Initiativkomitee (das die erforderlichen fünf Millionen Franken Privatkapital zur Verfügung stellen kann) vortreffliche Gemeinschaftsarbeit.

Für den Züri-Turm ist eine Höhe von *165 m* vorgesehen. Von der 160 m hoch gelegenen Aussichtsterrasse bietet sich dem sehhungrigen Menschenauge ein Prachtssicht über die *Stadtregion Zürich*. Klug ist es, das vorgesehene volkstümliche Restaurant auf der Höhe von *100 m* zu installieren. Denn auf dieser Höhe ist der *Kontakt* mit dem unmittelbaren Verkehrsgeschehen – auf dem Wasser und zu Lande – mehr oder weniger noch *unmittelbar* lebendig.

Der projektierte Grundriß des Züri-Turms entspricht dem typischen technischen Verlangen des Stahlhochbaus; er besteht aus *drei Pfeilern*, die ein Dreieck von nur 23 m Seitenlänge bilden, sie werden als geschlossene hohle Kästen aus Stahl zusammengeschweißt. In der Mitte wird der aus Stahl konstruierte Liftschacht aus eigener Kraft getragen. 150 Betonpfähle sichern die Fundation, sie werden beim vorläufig vorgesehenen Standort in eine Tiefe von 20 m dringen und dort auf einer Kiesschicht «gelagert». Die Stahlkonstruktion wird für sich allein 1400 Tonnen, das Gesamtgewicht des Turmes 3000 Tonnen wiegen.

Weil in der bisherigen vielseitigen Züri-Turm-Diskussion das *Stählerne* kaum berührt worden ist, liegt uns viel daran, gerade diese technische Seite, die auch für die neue Aesthetik bedeutungsvoll ist, hier hervorzuheben. Wir schließen daher unsere diesbezüglichen Darlegungen mit den Worten, die Prof. Dr. Fritz Stüßi an den Schluß seines Referates an der ersten Schweizerischen Stahlbautagung, Zürich 1953, setzte: «*Der Stahlbau ist eine hochwertige und lebendige Bauweise*, die sich kräftig weiterentwickelt; diese Weiterentwicklung stellt aber den Konstrukteur ständig vor neue Probleme theoretischer und konstruktiver Natur. Die neuen Bauformen des Stahlbaues zwingen uns zu einem ständigen Ausbau und zu einer ständigen Verfeinerung unserer Berechnungsmethoden und zu einer ständigen Ueberprüfung und Verbeserung der konstruktiven Einzelheiten. Die Wirtschaftlichkeit und die notwendige Sorgfalt der Ausführung zwingen zu einer ständigen Verbesserung der Bearbeitungsverfahren und der Werkstatteinrichtungen.»

Das Projekt für einen stählernen Züri-Turm stellt sich, dank der allseitigen Großzügigkeit des Initiativkomitees, erfreulicherweise voll und ganz in den Dienst der Weiterentwicklung der neuen Bauformen des Stahlbaues – ihre Verfechter müssen sich nun eben, wie alle, die dem Fortschritt und Pionierleistungen dienen wollen, mit der *Opposition* in jeder Form *konkret* und *großzügig* auseinandersetzen. Auch hier gilt: *Kampf hält die Kräfte rege!* BWL.

Neue Zürcher Glashäuser

Glashäuser wurden bisher in Zürich nur einzeln gebaut, sei es alleinstehend, so daß sie für sich wirken, sei es im Anschluß an Steinhäuser, so daß sie zu Vergleichen mit der massiven Steinfassade verlocken. Die Meinungen über ihre «Berechtigung» und «Schönheit» sind geteilt, doch liegen unsere Glashäuser doch eher gut auf der Goldwaage, nachdem der Stadtrat schon drei von ihnen öffentlich als «Gute Baute» ausgezeichnet hat, darunter auch eines, das an der Bahnhofstraße und Augustinergasse brüsk zwischen Steinhäuser gesetzt wurde.

Seit einigen Wochen haben nun die Glashäuser Zürichs eine neue Etappe ihres Vormarsches angetreten. Am *Stauffacher* nämlich, im ehemaligen *St. Jakob an der Sihl* (Bürgermeister Stüßis Denkmal erinnert daran), ist vor kurzem eine Glasfassade neben eine Glasfassade gesetzt worden. Glashaus neben Glashaus. Das Ereignis ist neu.

Die beiden Glashäuser liegen der Hauptfront der St.-Jakobs-Kirche gegenüber. Ihre Fassaden unterscheiden sich wenig. Beide zeigen nur von Metallstäbchen unterbrochene Fensterreihen und gläserne Brüstungen, worin sich die St.-Jakobs-Kirche spiegelt. Gewiß hat das neue Glashaus im Wechsel kurze Quersprossen, während solche beim ältern fehlen. Gewiß sind die Fenster des Neubaus (dessen Inneres teilweise nur umgebaut wurde) etwas höher, so daß sich ein Versatz ergibt, der oben mit einem niedrigeren Dachgeschoß wieder ausgeglichen wird. Sonst aber zeigt die Frontansicht Gleichheit. Die Vordächer über den Läden und die Vorsprünge der Flachdächer sind auf gleicher Höhe. Alles besteht, wie gesagt, nur aus Glas und Metallrahmen. Freilich sind die einen Brüstungen blau, die andern aber rot. Dieses ist nun der hauptsächliche oder doch der auffallende Unterschied für die Passanten.

Wie nun, wenn solche Glasfronten mit weiteren Häusern fortgesetzt und verlängert würden und auch in andern Stadtteilen entständen? Würde das unser Stadtbild bereichern? Die Frage ist es wert, gestellt und vor dem Beispiel St. Jakob geprüft zu werden. Ein jeder, der heute in architektonischen und städtebaulichen Fragen (und wieviele tun das doch!) mitredet, sollte verpflichtet werden können, am Stauffacher sich ein Urteil für die Zukunft zu bilden. Sind Häuser mit totalitären Glasfassaden schön? (Das «Schöne» ist zwar schwer zu definieren, kann aber doch von jedermann nach seinem Vermögen empfunden werden.) Oder trügt der Schein, hält uns der Glanz des Glases zum Narren? Sind solche flache Glasfronten, eine an die andere gehängt, nicht anonym und charakterlos, modische Kehrseite der theatralischen Schnörkelfassaden?

Vergleiche mit Stuttgart

Neben dem Glashaus mit den blauen Brüstungen wurde zu gleicher Zeit ein Eckhaus (mit Kleinwarenhaus) nur renoviert. Erker im Mittelfeld und an der Ecke, darüber ein Doppelgiebel und ein Turmzeltdach, dann Balkone und Konsolen, waagrechte und senkrechte Kerbstäbe, alle diese Merkmale des Schmuck- und Gestaltungswillens aus der Zeit der Jahrhundertwende sind noch da und reizen zu Vergleichen. Die Situation erinnert ein wenig an die umstrittene Neugestaltung des *Marktplatzes in Stuttgart*, zu der sich Hermann Missenharter zehn Jahre nach Kriegsende, als die Stadt eine Atempause machte, wie folgt äußerte:

«Wie heute gebaut wird, läßt die historisierenden Schnickschnackprofessoren von gestern mit ihrer falsch verstandenen ‚Brabanter Gotik', die hier ein halbes Jahrhundert lang eine so erkältende Feierlichkeit verbreitete, schon jetzt als kümmerliche Epigonen erscheinen. Mag dieser Stil von 1955 auch noch nicht klassisch geklärt sein: Es ist doch wenigstens *unser* Stil, ehrlich, sachlich, in den Proportionen gut abgewogen. Wagemutige, aber nicht freche Modernität.»

Nach diesem stilistischen Bekenntnis wandte sich Missenharter der Stimmungsmacherei zu: «Und die neuen Marktplatzhäuser ohne die ‚traulichen Giebel'? Ist's noch niemand aufgefallen, daß durch die fröhlichen Farben, welche die neuen Häuser bekommen und die doch wohl wichtiger sind als die Deckel oben drauf, und durch die Loggien der ganze Platz sozusagen in ein südlicheres milderes Klima versetzt scheint? Wenn man irgendwo von einer geschmacklichen Revolution reden darf, dann hier...»

Beim Stuttgarter Marktplatz

handelt es sich um Betonraster mit eingesetzten farbigen Brüstungen und Loggien in den obersten Geschossen, in Zürich-St. Jakob aber um flache Fassaden mit glänzendem Glas und viel kräftigeren Farben. Trotzdem eignet sich Stuttgart als Diskussionsgrundlage. Mit seinem «unser Stil» hat Missenharter wohl etwas übertrieben. Reden wir in Zürich lieber nicht von «unserem Stil». Und «fröhlich» lassen sich unsere Glasfarben wohl auch nicht benennen. Eine «frische Kühle» ist eher verwendungsberechtigt. Diese eignete sich am besten für Geschäftsstraßen und Geschäftsplätze. Aber eben: Ließe sich zum Beispiel eine «frische kühle» Bahnhofstraße in ihrer ganzen Länge verantworten? Glashaus an Glashaus? Schade, daß man die Probe nicht aufs Eexempel machen kann – diese Aussicht jedenfalls hätte etwas Faszinierendes an sich!

Auch an der Löwenstraße

Vor einiger Zeit hatte Architekt Dr. W. Dunkel einen schönen Neubau für die Ecke Löwenstraße/Schweizergasse 14 entworfen. Neuerdings veröffentlichte die *Bank Prokredit*, die AG Uldry & Cie., ein abgeändertes Projekt der Architekten *Sauter & Dirler*. Nach den Plänen zu schließen, handelt es sich hier um eine glatte Glasfassade mit rhythmischer Betonung durchsteigender Vertikalen. Von unten nach oben durchgehend ist auch die Brechung der Hausecke vorgesehen. Ueber dem Keller faßt ein Soussol Lager- und Ausstellungsräume, das Parterre enthält einen 208 Quadratmeter großen Laden, und darüber ist im Entresol und in den vier Stockwerken Platz für Büros mit je 190 Quadratmetern Grundfläche (Fensterfläche: 45 Quadratmeter). Nach unserer Schätzung betragen die Baukosten eine Million Franken. An der andern Seite der Schweizergasse wird bekanntlich der Neubau des Globus gebaut werden.

Vor dem Abbruch steht auch das alte Geschäftshaus Löwenstraße 62/Ecke Schützengasse. Hier baut die *Schweizerische Hypothekenbank Solothurn* ein neues Bank- und Bürogebäude, dessen äußeres Merkmal ebenfalls die glänzende und blinkende Glasfassade sein wird. Nach dem etwa halb so großen Volumen (10 und 14 Meter Straßenlängen) dürften die Baukosten ungefähr eine halbe Million Franken erreichen. Neben den üblichen Heizungs- und Schutzräumen fassen die beiden Keller ein Archiv, die Tresore und eine Garderobe, das Parterre eine 35 Quadratmeter große Schalterhalle, dahinter einen 44 Quadratmeter messenden Kassenraum und ein Sprechzimmer, der erste Stock Direktion, Sekretariat, Anmeldung, Sprechzimmer und Warteraum, der zweite Stock Buchhaltung, Korrespondenz und Wertschriftenbörse, der dritte und vierte Stock vermietbare Büros von 93 Quadratmetern Bodenfläche, der fünfte Stock eine Wohnung und der reduzierte Dachstock ein Archiv.

Ein Glashaus an der Hohen Promenade

In den verschiedenen Plänen zur totalen Verkehrssanierung Zürichs nimmt die untere Rämistraße mit der Mauer an der Hohen Promenade eine wichtige Stellung ein. So hatte Prof. Hans Hofmann hier eine «Ueberführung der Rämistraße» vorgeschagen, d. h. ansteigende, auf beiden Seiten in den Baukubus eingeführte Rampen für die Automobile. Im Gutachten Kremer/Leibbrand lehnt sich eine Hochstraße Bellevue–Heimplatz an die Stützmauer. Kann bei solchen Verkehrsprojekten und allen Ungewißheiten, die sich daraus ergeben, an «vorzeitige» private Neubauten über der Stützmauer gedacht werden? Die Ortsgruppe Zürich des Schweizerischen Lyceumklubs ist dieser Meinung und scheint entschlossen, nun endlich den Raummangel, beziehungsweise den ungenügenden Altbau zu beseitigen und an seiner Stelle einen viel größeren Neubau errichten zu lassen. Statt wie bisher nur 16 Meter, soll die neue Front parallel der Rämistraße gleich 28 Meter oder fast doppelt so lang sich ausstrecken, und an der Promenadengasse, die von der Stützmauerflucht aus senkrecht in Richtung Wettingerwiese abzweigt, würde ein Flügel angehängt. Bei vier Obergeschossen mit Flachdach und zwei erweiterten Untergeschossen ergibt sich so ein Gebäudeinhalt von rund 9000 Kubikmetern (und ein Baukostenbetrag von schätzungsweise 1¼ Millionen Franken). Die Front gegen die Rämistraße wird sägeförmig gestuft; der Querschnitt zeigt vier sieben Meter lange Zacken mit 70 Zentimeter tiefen Einschnitten. Sie wird ganz mit Glas umkleidet. Nicht einmal die schmalen Einschnitte sollen fest gemauert werden. Abschlußwände aus Glas sind auch für die andern Fassaden des L-förmigen Baues vorgesehen. Glas und Lichtzufuhr ringsum! Entwerferin dieses «Sonnentempels» ist *Lisbeth Sachs*. Ihre Pläne zeigen im zweiten, luftschutzstarken Untergeschoß Archive und die Unterbühne, darüber einen 170 Quadratmeter großen Saal für 255 Zuschauer mit 14 × 6 Meter großer Hinterbühne, ferner zwei Foyers, eine große Garderobe, eine Küche mit Office und Archive, im Parterre verschiedene Büros, das Lyceum mit Bibliothek und einem 110 Quadratmeter großen «Tee-Raum» (für dieses Deutsch ein Bravo!), im 1. Stock diverse Büros, Hausangestelltenzimmer, Gastzimmer und eine Kombination Sitzungszimmer-Studio mit Faltwand, im 2. und 3. Stock Büros mit beliebig placierbaren Zwischenwänden. Das Flachdach bleibt unbenützt leer. Durch eine spätere Abgrabung des Weges zur Hohen Promenade (parallel der Rämistraße) nach dem Vorhaben des Tiefbauamtes soll die Lichtzufuhr des Saales im ersten Untergeschoß noch bedeutend vergrößert werden. R. Sch.